Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 110 (1942)

Heft: 32

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstr. 9, Luzern, Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstr. 8, Luzern, Tel. 26593

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandsporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 6. August 1942 **110. Jahrgang • Nr. 32**

Inhalts-Verzeichnis Katholische Filmaktion. — Jechonias als Verfasser des Ecclesiastes. — Ein Laien-Seelenführer. — Sonderbare Berichterstattung. Biblische Miszellen. — Nationalitätenstaat und Rassenstaat. — Aus der Praxis: Der erste Posten. — Kirchen-Chronik. — Priester-Exerzitien. — Corrigenda.

Katholische Filmaktion

Zur Filmarbeit des Schweizerischen katholischen Volksvereins.

Die Auffassung der katholischen Kirche von den Erfindungen des menschlichen Geistes ist immer dieselbe. Was sich ändert und der Entwicklung bedarf, ist die tatsächliche Einstellung der Glieder der Kirche. In der Regel müssen zuerst rastlose und unermüdliche Pioniere gegen den geblendeten Zeitgeist und die Schwerfälligkeit des Glaubensbegnadeten ankämpfen und nicht selten sogar verkannt und kampfunfähig abtreten. Die Hoffnung auf den Sieg bleibt. Auf die Dauer können die Menschen auf dem Felsen Petri den ewigen Wahrheiten der Kirche Christi nicht fremd und tatenlos gegenüberstehen.

So war denn auch der Film in den Augen der Kirche von jeher »wie jeder Fortschritt der Wissenschaft, Kunst und der Technik eine wahre Gabe Gottes« (Pius XI. in »Vigilanti cura«). Die Katholiken des In- und Auslandes aber zeigten dem Film nur kühle Ablehnung. Die Neigung des Schweizers zum Konservativismus hat bei uns eher noch die Verspätung gefördert. Doch ist hier nicht der Platz für sinnlose Prozesse. Der Rückblick auf die mehr als dreißig Jahre Filmbewegung des Schweizerischen katholischen Volksvereins als des Repräsentanten der Katholischen Aktion der Männer und Jungmänner soll und will nichts anderes als die Schwierigkeiten der Vergangenheit aufdecken, um mit ihr zu versöhnen und verstehend den Sinn für die Notwendigkeiten und Schwierigkeiten der Zukunft zu wekken und zu weiten. (Quellen dieser Arbeit sind die Jahresberichte des Volksvereins, die »Volksvereins-Annalen«, die »Schweizerische Rundschau« und die praktische Mitarbeit des Verfassers bis Ende 1941.)

A. Der Kampf für Sittlichkeit und Volkswohl gegenüber dem Kino.

Schon im zweiten Vereinsjahre, aber immerhin erst 18 Jahre nach Begründung der Kinematographie, hatte der Schweizerische katholische Volksverein seine Aufmerksamkeit dieser neuen Erfindung zugelenkt. Es fehlte dabei nicht an der grundsätzlichen Bejahung des Filmes. L. Schneller schon sah in der »Reproduktion von Tagesereignissen, von Naturszenen und Kunstdenkmälern eine sehr beachtenswerte Schulung für Bildung und Geschmack«. Schlimmer sei der sogenannte Kunstfilm mit seinen phantastischen oder übermäßig sentimentalen Sujets. Die ‚Kunstfilms', die grausame Szenen oder die unvermeidlichen Detektivgeschichten darstellen, hätten immerhin eine verhängnisvolle Wirkung auf die Jugend. Dazu kämen dann noch die eigentlichen unsittlichen Filme. Man verwies auch auf die indirekten Gefahren des Kinos: Förderung der Vergnügungssucht und Gelegenheit zu unzüchtigen Handlungen.

Trotz grundsätzlicher Bejahung des Filmes dachte man also in erster Linie an den Schutz von Sittlichkeit und Volkswohl. Abwehrmaßnahmen seien die energische Anwendung und der Ausbau der Gesetze, die Kontrolle durch die Vereine und Familien in Zusammenarbeit oder als Ansporn der Behörden. Weil man aber schon damals das beste Gesetz als unvollkommenes Mittel betrachtete, betonte man die Notwendigkeit der Vorbeugung durch positiv-christliche Erziehung, insbesondere in den Standes-Exerzitien und Volksmissionen.

Diese einseitige Kampfeinstellung führte zur Gründung einer Sektion zum Schutze der Sittlichkeit mit einer Spezialsektion für Schaustellungen einschließlich der Kinematographie am 9. Juli 1907. Für die lokale Arbeit wurden kantonale Komitees vorgesehen. Es sei auch die Zusammenarbeit mit andern Organisationen anzubahnen. Der erste Schweizerische katholische Kongreß für Schule und Erziehung in Wil 1910 war sogar mit dem Ersuchen an die Vereinsleitung herangetreten, es sei gemeinsam mit den Protestanten ein schweizerisches Zentralbureau für Sittlichkeitsfragen zu errichten und hierfür ein Bundeskredit von 20,000 Franken zu verlangen.

An praktischer Arbeit wurde geleistet: Anträge zuhanden der Spezialkommission des Volksvereins für Strafrechtsreform betreffend den Kampf gegen Schmutz in Bild und Wort; Vertretung gleicher Postulate gegenüber dem Zivil-

rechtsentwurf; Studien am 1. Schweizerischen katholischen Kongreß für Schule und Erziehung.

Einen gewaltigen Fortschritt in dieser Entwicklung bildete der heute noch wertvolle Artikel H. Abts in der »Schweizerischen Rundschau« (1913, S. 105 ff.). Zwar sah auch Abt im Kino ein starkes Krebsübel und macht nur »Vorschläge gegen die Gefahren des Kino«. Aber diese Vorschläge beharren nicht auf den negativen Forderungen der Beschränkung der Gewerbefreiheit, strengerer Zensur und des Besuchsverbotes für Jugendliche. Positiv müsse das Filmwesen gehoben werden durch Betrieb der Kinos durch gut beleumdete Inhaber und Angestellte, Förderung der schweizerischen Filmindustrie, Schaffung von Filmverleihzentralen gemeinnütziger Verbände. Nicht zuletzt »hätte es das Publikum selbst in der Hand, die Herren vom Kino aufs unzweideutigste zu erziehen«. Leider blieben diese hochmodernen Worte überhört.

Inzwischen zwang die unheimlich sich mehrende Anhängerschaft dieser neuen Erfindung dazu, mit ihr »als einer nun einmal gegebenen Tatsache zu rechnen, die man nicht mehr abschaffen könne«. Man wurde sich auch immer mehr klar über die außerordentliche, meist zerstörende Wirkung des Filmes. Die schon zahlreichen staatlichen Maßnahmen vermochten dem Strom von Schmutz und Schund nicht richtig zu wehren. »Es waren daher nicht zuletzt Erwägungen im Sinne eines vermehrten Jugendschutzes, die den zentralen Volksverein wieder dazu geführt haben, sich ernstlich mit den Fragen des Kinowesens zu befassen.« (A. Hättenschwiller.) Und dennoch muß es als ein Mutstück gewertet werden, wenn der seinerzeitige Pfarrvikar Heß 1926 am Zuger Jugendpflegekurs die »Notwendigkeit eines Jugendverbotes« bestritten und als »unzweckmäßig« bezeichnet hatte und gar für den Kunstwert des Filmes eingetreten war. (Vgl. Schweizerische Rundschau, S. 838 ff.). Auch dieser Pionier dachte immer noch an die Abhilfe als das wichtigste Mittel (öffentlicher Protest, direkte Klage bei den Instanzen der Sittenpolizei, Kinogesetz). Man begann aber auch an die positive Förderung des Filmes zu denken, jedoch nur im Sinne eines Gegengewichtes und schlug als Maßnahmen die starke Auswertung des Lehrfilmes, die Einführung bisweiliger, einwandfreier Kinodarbietungen durch katholische Vereine und die Schaffung eines Kataloges guter Filme vor.

So wurde denn auch unter dem Protektorate des Schweizerischen katholischen Volksvereins ein Innerschweizerisches Sekretariat des Schweizer Schul- und Volkskino geschaffen und hierfür eine Aufsichts- und Prüfkommission bestellt, welcher der damalige Zentralpräsident und Generalsekretär des Volksvereins angehörten. Nach dem Jugendpflegekurs in Zug hatte sich am 26. Juni 1927 eine engere Versammlung von Kinoreformern und Freunden der Erziehung und Volksbildung zusammengetan, »um endlich einmal von katholischer Seite nicht nur theoretisch und achselzuckend, sondern praktisch und ernsthaft das Kinoproblem in die Hand zu nehmen«. Diese Versammlung beschloß, den Zusammenschluß aller katholischen Kinointeressenten anzustreben und die spätere Schaffung einer schweizerischen katholischen Filmzentrale sofort vorzubereiten. Einer zu gründenden Sektion des Volksvereins für Kinobildung und Kinoreform wurden folgende Aufgaben zugedacht: 1. Beschaffung und Verbreitung von Filmen, die dem sittlichen Maßstab entsprechen. 2. Prüfung aller Filme in Bezug auf Inhalt und technische Gestaltung von einer Stelle aus, die das ganze Gebiet des Kinowesens verfolgt. Demgemäß wäre eine katholische Zentralstelle zu schaffen, deren erste Aufgabe die Bekämpfung des schlechten Filmes wäre. Sie hätte weiter die Presse und Verleiher zu orientieren, Filme allgemein zu beschneiden, in Kinofragen Rat und Auskunft zu geben. Ferner müßte die Zentralstelle für mehrfache Aufführung der Filme besorgt sein, damit sich die oft hohen Leihgebühren vermindern. Tatsächlich wurde im Mai 1928 diese »Filmberatungsstelle des Schweizerischen kathol. Volksvereins« vom Zentralkomitee geschaffen. Ihr Leiter, H.H. Franz Egli, seinerzeitiger Vikar zu Zürich, hat denn auch eine schöne Liste mehr oder weniger brauchbarer Filme herausgegeben. Das Echo der Presse war begreiflicherweise ein sehr starkes und erfreuliches. Die Demission des Leiters der Filmberatungsstelle infolge zu großer hauptberuflicher Inanspruchnahme ließ aber die ganze Angelegenheit wieder einschlafen.

Besondere Erwähnung verdient die Resolution des dem Schweizerischen katholischen Volksverein angeschlossenen Schweizerischen katholischen Preßvereins an der Tagung vom 14. Juni 1930, in welcher eine sehr konsequente Inseratenpolitik und Filmkritik einmütig beschlossen wurde. Leider mußte davon vieles auf dem Papier stehen bleiben, weil der Presse mit dem Eingehen der Filmberatungsstelle die Auskunftsmöglichkeiten genommen waren.

B. Die positive Wertung des Filmes als »wahre Gabe Gottes«.

»Längst hat unterdessen die sieghafte Entwicklung des Filmwesens den ehemals engen Rahmen bloßer oberflächlicher Unterhaltung gesprengt. Technik, Wissenschaft und Kunst haben sich dieser wunderbaren Erfindung bemächtigt, in der geradezu unbeschränkte Bildungsmöglichkeiten, aber auch schwere und ernste Gefahren für Kultur und gesundes Volkstum schlummern.« Der Verfasser dieser Zeilen (A. Hättenschwiller, Aufgaben katholischer Filmbewegung) muß am gleichen Ort »mit einer gewissen Beschämung bekennen, daß wir Katholiken in der Schweiz in der katholischen Filmarbeit bisher noch nicht über schüchterne Erstversuche und allerbescheidenste Anfänge hinausgekommen sind«. Den wunden Punkt hatte Redaktor Hermann Odermatt unverblümt aufgezeigt: »Vor allem ein detailliertes Programm, das unsere Verhältnisse berücksichtigt und die vorhandenen Möglichkeiten ausnützt, unseren Einfluß auf diesen wichtigen Kulturfaktor geltend macht.« »Man hat im katholischen Lager einsehen müssen, daß Kontrolle und Kritik, Einwirkung auf den Geschmack des Publikums und Beeinflussung des Theaterinhabers, amtliche Zensur und öffentliche Proteste allein nicht genügen, um die Vorführung minderwertiger und sittlich anstößiger Filme zu verhüten« (A. Hättenschwiller).

Die Grundlage für die erforderliche Kleinarbeit sollte die Aufteilung der bisherigen Kommission für Radio, Schallplatte und Film bilden. Die Leitung der Filmkommission übernahm Abbé Carlier, der Redaktor des »Echo illustré«, 1931. Die konstituierende Sitzung bezeichnet die Umstellung der Vereinskinos zum Tonfilm, den Zusammenschluß der bestehenden Saalkinos zu einem schweizerischen Verbande,

die Durchführung der Präventivzensur in allen Kantonen, konsequente Filmkritik und Filmreklame der katholischen Tagespresse und die Eingliederung unserer Bestrebungen in die internationale katholische Filmbewegung »als wichtige und schwierige Aufgaben, denen wir uns umso weniger entziehen dürfen, als Papst Pius XI. in einem Rundschreiben über die christliche Erziehung ausdrücklich zu positiver Aufbauarbeit in der Filmfrage aufgerufen hat« (A. Hättenschwiller).

Die Bestrebungen der Filmkommission fanden namentlich in der französisch sprechenden Schweiz, wo die zahlreichen Pfarreikinos vor neue Situationen gestellt wurden, lebhaften Widerhall. An einer zwischenstaatlichen Filmkonferenz, die in den Tagen vom 8. und 9. September 1932 unter dem Protektorat und der persönlichen Mitwirkung S. Exzellenz Bischof Alois Scheiwiller stattfand, wurden Fragen der katholischen Filmproduktion studiert. Abbé Carlier hatte in der Westschweiz einen Tonfilm-Wandervorführdienst eingerichtet. Die sehr stark besuchte Filmkonferenz an der Jahrestagung des Schweizerischen katholischen Volksvereins in der Bundesstadt vom 1. Oktober 1933 hätten den Anstoß zur Zusammenfassung der mehreren hundert Vereins- und Pfarrkinos zwecks Lösung verschiedener Gemeinschaftsaufgaben bilden sollen.

Die richtige Einstellung zum Problem, der Wille zur positiven Bejahung und Mitarbeit war da. Sie konnten sich aber nicht auswirken, weil die zentrale, katholische Arbeitsstelle fehlte. Deshalb hatte die Westschweizerische Kantonalpräsidentenkonferenz des Volksvereins im Juli 1930 deren Schaffung als »wirkliches Bedürfnis gewünscht«. Auch die Hoffnung des damaligen Generalsekretärs, daß »sich der Schweizerische Katholische Preßverein in Verbindung mit der Filmkommission des Volksvereins und der Arbeitsgemeinschaft für christliche Kultur innert nicht allzu ferner Frist dieser zeitwichtigen und dankbaren Aufgabe annehmen werde«, hat sich leider nicht erfüllt.

Neukonstituierung und straffere Organisation der Filmkommission im Jahre 1935 bildeten daher unter der Initiative von Dr. Armin Egli, seinerzeit in St. Gallen, den Auftakt zu einer neuen, für die heutige Filmaktion sehr wichtigen Periode. In den zahlreichen Sitzungen suchte man nach Mitteln und Wegen für die Gründung von Filmligen, die Einführung eines regelmäßigen Filmpressedienstes, den Ausbau der Filmzensur und die Förderung des Schmalfilmes. (Vgl. A. Egli, Zum Filmproblem, Schweizerische Rundschau 1935, S. 955 ff.). Eine große katholische Pressetagung in Olten berechtigte zu guten Hoffnungen. Die neue »Filmpressestelle des Schweizerischen katholischen Volksvereins« in St. Gallen leistete eifrig die zeitraubenden Vorarbeiten. Das Apologetische Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins betreute in der »Entscheidung«, solange diese als Beilage der »Neuen Zürcher Nachrichten« herauskam, die »Filmführung«, d. i. die Klassierung der Wochenprogramme der Kinos nach ihrem erzieherisch sittlichen Wert. Der »Courrier de Genève« erhielt unter seinem seinerzeitigen Direktionsadjunkten, dem jetzigen Direktor und Chefredaktor, Abbé Chamonin, eine regelmäßige Filmrubrik, die heute noch mit Erfolg und als leuchtendes Beispiel unerschrockener Pressearbeit durchgeführt wird. Die gut besuchte Schulungstagung über die Aufgaben der katholischen Akademiker gegenüber dem Film, eine gemeinsame Veranstaltung des Schweizerischen Studentenvereins (Dr. K. Hackhofer) und der Filmkommission des Schweiz. katholischen Volksvereins (Dr. A. Egli) in Zürich 1937, diente der Weitung der öffentlichen Meinung über die Filmbelange. Eine kleinere Kommission begann auch mit der Besichtigung von Schmalfilmen. Das feierliche Rundschreiben Pius' XI. hatte inzwischen die Bestrebungen der Filmkommission bestärkt und gestützt und die Zusammenarbeit mit der Pressezentrale der belgischen Filmaktion ließ die besten Hoffnungen aufkommen.

Die baldige Demission Herrn Eglis beleuchtete grell die Notwendigkeit einer zentralen Arbeitsstelle. Mit dem Fehlen der geleisteten Kleinarbeit mußten alle Vorstöße der Filmkommission wieder scheitern. Das weitere Streben der Filmkommission galt daher nur noch dem einen Ziel: Sicherung der Filmpressestelle des S.K.V.V. Durch die tatkräftige Unterstützung des schweizerischen Episkopates, als deren besondere Aufgabe die Filmaktion seit der Enzyklika »Vigilanti cura« erscheint, war die Weiterführung der Filmpressearbeit wieder möglich geworden. Die neuen Tastversuche, der Einblick in die Arbeit der Auslandskatholiken und die bisherigen Erfahrungen der Filmkommission führten dann zur erneuten Reorganisation der Filmkommission und zur Schaffung des nunmehr offiziellen »Filmbureaus des Schweizerischen katholischen Volksvereins«. (Schluß folgt.)

Lic. iur Roland Marchetti.

Jechonia als Verfasser des Ecclesiastes

F. A. H. Die zweite Augustwoche nimmt als scriptura occurrens den Ecclesiastes oder Prediger, hebräisch Qoheleth, das von den Weisheitsbüchern am meisten gelesene Buch, wenn man von den Psalmen absieht. Sein «Relativismus« und »Pessimismus« hat von jeher intellektueller Geistigkeit besonders entsprochen.

Als Verfasser galt den Alten Salomon, trotzdem das Buch keine dementsprechende Angabe aufweist, außer, der Verfasser sei König über Israel gewesen. Im Gegenteil, Salomon kommt weder geistig noch sprachlich in Betracht. In neuerer Zeit läßt man das Buch in der hellenistischen Zeit entstehen, da viele hellenistische Zeitströmungen darin heraushören wollen, was allerdings von andern wieder durchaus abgelehnt wird.

Einzelstehend blieb Hubert Grimme mit seiner Anregung, als Verfasser den König Jechonia ins Auge zu fassen, auf den nicht wenige Einzelheiten hinweisen. (Siehe Orientalistische Literaturzeitung 1905, Spalte 432 ff.).

So wenig auch die Bibel von Jechonia berichtet, ist er doch einer der bedeutendsten Könige Alt-Israels und im Stammbaum Jesu bei Matthäus schließt e r mit seinen Brüdern — und nicht sein Oheim Sedekja — die Königszeit und post transmigrationem Babylonis führt e r, den Jeremia (22,10) als kinderlos verkündet, die Geschlechtsfolge weiter.

In hochherziger Weise hat sich Jechonia dem Babylonerkönig Nabukodorossor als Geisel und Sühnepreis für Jerusalem gestellt. Allerdings weiß Jeremia dafür kein anerkennendes Wort; aber dem Propheten war es eben

furchtbar, daß es überhaupt so weit gekommen war, daß es eines Sühnepreises bedurfte. Zudem war die allgemeine Meinung, das sei eine rasch vorübergehende Prüfung, Babel werde in Kürze fallen; und das aber mußte Jeremia bekämpfen: In Babel, sagt er, sollen sie Häuser bauen, Gärten anlegen und deren Früchte genießen; dort sollen sie heiraten und Kinder zeugen und die Töchter verheiraten und sich mehren; ja dort sollen sie sogar für Babel beten und für Babels Wohlfahrt besorgt sein, da Babels Los inskünftig ihr eigenes Los sei (Jer. 29,4 ff.).

37 Jahre hindurch blieb Jechonia in eigentlicher Haft, bis ihn Nabukodorossors Nachfolger Amil-Marduk frei gab, so daß er von da an wohl Häuser bauen und Gärten anlegen konnte, wie die andern Volksgenossen, wenn er auch »ständig in der Gegenwart des Königs speisen durfte und ihm sein Unterhalt vom König gewährt wurde« (2 Kg. 25,30). Ja, er wurde sogar allen andern Königen, die in ähnlicher Lage waren, vorgezogen (2 Kg. 25,28).

So war Jechonia ein Mensch, der menschliches Schicksal erfahren hat wie wenige und Gelegenheit gefunden hat, über menschliche Geschicke nachzusinnen. Die Auszeichnung, die ihm von Seiten des Babyloners zuteil wurde, zeigt ferner, daß er ein loyaler Unterworfener war und ohne Ressentiments über seine Lage urteilte, gerade so, wie der Verfasser des Buches Qoheleth es voraussetzt.

Wenn auch Zapletal in seinem vorzüglichen Kommentar zu Qoheleth den Nachweis erbringt, daß keine direkte Abhängigkeit von griechischen Quellen vorliegt, so erweckt doch die Häufung klassischer Parallelstellen den Eindruck, als ob Qoheleth doch ganz aus hellenistischem Denken hervorgegangen wäre.

Wenn aber J. V. Kopp in seinem »Beitrag zur vorsokratischen Physik« (Das physikalische Weltbild der frühen griechischen Dichtung, Freiburg 1939) zu denselben Ergebnissen kommt wie Theodor Hopfner in seinem Buch »Orient und griechische Philosophie« (Beihefte zum Alten Orient 1925), daß nämlich die Ableitung der gesamten griechischen Wissenschaft erst im hellenistischen Zeitalter und zwar ohne wirklichen Grund, behauptet wurde, so wird man sehr zurückhaltend, wenn es gilt, auch anderswo von anderswoher Abhängigkeiten anzunehmen. In diesem Sinne weisen die Gleichläufe der Aussprüche Qoheleths mit solchen aus der hellenistischen Literatur also eher auf die allgemein menschlichen Denkgewohnheiten hin als auf Entlehnung. Zudem lassen sich solche Parallelen auch aus der ägyptischen wie aus der babylonischen Literatur anführen, pessimistische Gedanken, die die Nichtigkeit alles Irdischen betonen und entweder in einer völligen Lebensverneinung oder in wilden Hedonismus ausklingen.

Aber auch aus dem alten Testament selber lassen sich genug Parallelen für die einzelnen Anschauungen Qoheleths nachweisen.

Es steht gar nichts im Wege, anzunehmen, daß der Verfasser des Qoheleths in vorhellenistischer Zeit gelebt hat, und will man durchaus verlangen, daß die Atmosphäre, gedanklich und kulturell, in der und aus der heraus der Verfasser geschrieben hat, nachgewiesen werde, dann kann ganz leicht mit H. Grimme aufgezeigt werden, daß gerade Jechonia in Betracht kommen kann.

Jechonia lebte nach seiner Freilassung in einer Welt, die das Sprichwort kannte: »Das Leben von gestern (wiederholt sich) jeden Tag«. (Beiträge zur Assyriologie 2,298.)

Da war auch der Relativismus alles menschlichen Handelns erkannt. So haben wir ein Zwiegespräch zwischen einem Herrn und seinem Diener in einem sich gleichbleibenden, sich immer wiederholenden Schema. Zuerst sagt der Herr seinem Diener, daß er irgendetwas tun wolle, worauf der Diener zustimmt, indem er die Güte dieses Handelns aufzeigt. Dann sagt darauf der Herr zu ihm, er wolle es nicht tun, und sogleich stimmt der Diener auch wieder zu, indem er nun ebenso rasch Gründe für dieses Gegenteil weiß und vorbringt. Der Grundgedanke ist offensichtlich: Es ist alles einerlei, ob ich etwas tue oder unterlasse, beides hat Vorteile wie Nachteile, und am Ende hat alles keinen Zweck

Ein Stück und der Schluß aus diesem Zwiegespräch möge hier folgen:

»Sklave, höre. — Ja, mein Herr, ja. — Ein Weib will ich lieben. — Ja, Herr, liebe. Der Mensch, der ein Weib liebt, vergißt Kummer und Schmerz. — Halt, Sklave, ein Weib will ich nicht lieben. — Nicht sollst du lieben, Herr, nicht sollst du lieben. Das Weib ist ein Brunnen, eine Fanggrube, ein Graben. Das Weib ist ein eherner Dolch, ein scharfer, der dem Manne den Hals abschneidet.«

»Sklave höre. — Ja, mein Herr, ja. — Was ist also gut? — Meinen Hals brechen, deinen Hals brechen. Und dann in den Fluß werfen, das ist gut. Wo ist einer gewesen, der in den Himmel stieg, wo ein so Großer, der die Erde vollkommen machte? — Halt Sklave, ich werde dich töten, dich mir vorangehen lassen. — Und mein Herr, wie wird er drei Tage nach mir leben?«

Das ist sicher Relativismus und Pessimismus.

In einer Umgebung, wo man so dachte, konnte auch Jechonia überlegen lernen.

Im bekannten Gilgames-Epos heißt es: »Als die Götter die Menschen schufen, haben sie den Tod für die Menschen gemacht und das Leben in ihrer Hand zurückbehalten. Du, Gilgames, fülle deinen Leib (mit Speise), freue dich Tag und Nacht, täglich veranstalte ein (Fest), sei Tag und Nacht froh und heiter, glänzend seien deine Kleider, dein Haupt salbe . . . Schau auf das Kind, das deine Hand umfaßt, die Frau an deiner Seite erfreue sich.«

So kann auch Jechonia schreiben: »Iß mit Freuden dein Brot, trink frohen Mutes deinen Wein . . . Allzeit seien deine Kleider weiß und Oel soll deinem Haupte nicht mangeln. Schau auf (? deine Kinder) samt dem Weibe, das du liebst, alle Tage deines Lebens.« Qoh. 9,7—9.

Und wenn Qoh. 6,10 steht: »Was geschieht, dessen Name ist schon vorher genannt worden«, so ist damit dasselbe ausgesprochen, was in der babylonischen Kulturwelt ebenso bekannt war, wie z. B. Assurbanipal »durch Nennung seines Namens von Urzeit an zur Herrschaft berufen« war, ähnlich wie bei Jesaja 45 Jahwe den Gesalbten mit Namen rief, bevor dieser ihn kannte.

In jenem weisen Mann, der Qoh. 9,14 ff. die belagerte Stadt rettete, dessen Tat aber später ihm vergessen wurde, sieht Grimme Jechonia selber. Dabei muß er aber das hebr miskén im babylonischen Sinne als Bittflehender über-

setzen. Auf alle Fälle bedeutet das Wort nicht »arm« im gewöhnlichen Sinne. Auch sonst findet Grimme noch das eine und andere Wort im bab. Sinne gebraucht. So möchte ich auch 4, 14 statt Gefängnis »Priesterhaus« übersetzen, da béth-hassurim vielleicht doch nicht aus béth-ha-asurim verschrieben ist. Surru bedeutet aber Priester, Magier. (Auffallend ist aber, daß sein Synonymon kalu auch an hebr kale' und ass. kilu, Gefängnis erinnert.) Darf man tatsächlich béth-hassurim mit Priesterhaus oder ähnlich wiedergeben, dann darf man darin einen Hinweis auf Nabunaid sehen, der als Sohn des Mondpriesters von Haran, Nabu-balatsu-iqbi, wirklich aus einem Priesterhaus auf den Königsthron gelangte.

Grimme denkt auch bei Qoh. 10, 16 an diesen Nabunaid, der an Stelle des jungen Labasi-Marduk auf den Thron erhoben wurde. Auf Grund dieser Stelle will Grimme als Abfassungszeit des Qoheleth das Jahr 556 annehmen. Immerhin ließe sich auch an das Jahr 553 denken, wo der junge Kyros seinen alten Großvater Astyages absetzte, ein Ereignis, das recht wohl zu Ohren des Jechonia kommen konnte, da Nabunaid es in einer seiner Inschriften verewigte. (Die neubabyl. Königsinschriften v. St. Langdon. Nabonaid No. 1, 28.) Auf alle Fälle gewinnen die Ueberlegungen des Qoheleths durch die Annahme, Jechonia sei der Verfasser, viel an Relief.

Ein Laien-Seelenführer

(Schluß)

3. Uebersieht man den Gesamtweg, auf dem Claudel seinen widerstrebenden und doch ewig unruhigen Freund geführt hat, so möchte man zwei charakteristische Merkmale seiner Führung erkennen. Einmal das echt Menschliche. »Zwischen uns handelt es sich um eine Sache von Mensch zu Mensch«, ist seine erste und unmittelbare Antwort auf dessen Ruf. Man empfindet es am wohltuendsten, wo er dem heimatlosen Menschen in die verborgenen Seligkeiten seines häuslichen Lebens Eintritt gewährt. »Meine kleine Tochter ist reizend; aber Sie sind noch zu jung, um die Freuden eines Vaters zu verstehen« — so stellt er ihn vor das Geheimnis des Vaterseins. Als ihm dann nach Jahren Rivière vom bevorstehenden Glück seiner eigenen Vaterfreuden Mitteilung macht, findet Claudel wieder so menschlich rührende Worte: »Ueber die Nachricht, die Sie mir mitteilen, bin ich sehr gerührt. Möge Gott und Unsere liebe Frau die liebe junge Frau beschützen! — Sie werden sehen, daß es nichts Schöneres auf der Welt gibt, als Vater zu sein und ein liebes kleines Kind in den Armen zu halten.« Nochmals gibt ihm seine väterliche Sorge für das häusliche Glück seines jungen Freundes das Recht zur Einmischung in sein intimstes Familienleben: Es gebe etwas, das besser sei als alles andere: die hl. Kommunion. »Der liebe Gott hat vollkommen das Recht, bei allen Kranken und all den Menschen zu sein, die in Gefahr sind, wie Ihre Frau es bald mehr oder weniger sein wird — das wissen Sie. Das ist sein Platz, der ihm nicht verweigert werden darf. Denken Sie daran, daß Sie Verantwortung für eine Seele haben, und wie schwer die ist. Bringen Sie in Ihrem Hause alles in Ordnung, damit die Segnungen Gottes darauf herabsteigen können. Ich sage Ihnen dies alles als Mensch zum Menschen und in aller Liebe.« Und wo die große Stunde vorbei ist, erkundigt er sich so teilnahmsvoll: »Ich hoffe, daß Ihre Frau jetzt vollständig wiederhergestellt ist. Bitte, geben Sie mir über sie und das Baby Nachricht. Ihr Haus muß jetzt durch die Anwesenheit dieses kleinen Engels ganz strahlend sein.«

Noch heller leuchtet aber aus dem Briefwechsel die ganze Größe des Christseins. Das grenzt freilich an Heroismus und erinnert an die Totalität des Urchristentums. »‚Jede Bekehrung ist ein kleines Gericht', sagt Pascal. Es gibt sehr viele Dinge, die Ihnen unendlich süß oder furchtbar begehrenswert erscheinen, auf die Sie zu verzichten haben. Und andererseits gibt es in der katholischen Religion so viele Dinge, die zu glauben hart, so viele, die zu tun demütigend ist, eine so unbarmherzige Verdemütigung unserer kleinen Gedanken und unseres kleinen Ich! Doch fürchten Sie sich nicht, es muß so sein. Glauben Sie denen nicht, die da sagen, die Jugend sei dazu da, sich zu vergnügen: die Jugend ist nicht für das Vergnügen da, sondern für den Heroismus. Freilich, der junge Mensch bedarf des Heroismus, wenn er sich den Versuchungen, die ihn umgeben, entziehen, wenn er ganz allein an eine verachtete Lehre glauben und es wagen will, ohne einen Fingerbreit zurückzuweichen, gegen die Beweisgründe, die Lästerung, den Spott, von denen die Bücher, die Straßen und die Zeitungen voll sind, Front zu machen, wenn er seiner Familie und seinen Freunden widerstehen will, um allein gegen alle zu sein, um allen gegenüber treu zu bleiben. Doch ‚habt Mut, ich habe die Welt überwunden'. Glauben Sie nicht, daß Sie dadurch etwas verlieren; im Gegenteil, Sie werden dadurch wunderbar bereichert. Nur durch die Tugend ist man Mensch. Die Keuschheit wird Sie stark, entschlossen, fröhlich, scharf und klar wie den Klang einer Trompete und leuchtend wie die Morgensonne machen. Das Leben wird Ihnen voller Kraft und Ernst erscheinen, die Welt voller Sinn und Schönheit.«

Dann schreibt er wieder Worte voll Kraft und Mut: »Der Christ ist einer, der weiß, was er tut und wohin er geht, inmitten von Menschen, die, schlimmer als unvernünftige Tiere, nicht mehr den Unterschied zwischen Gut und Böse, Ja und Nein kennen. Er ist wie ein Gott unter einem Volke von Schwächlingen und Alkoholikern, nicht durch sich selbst, sondern weil er sich mit der ganzen Natur in Einklang gesetzt hat, indem er sich dem unterwarf, dem er sich unterwerfen muß. Er allein hat die Freiheit unter den Sklaven.«

Und wie der Klang einer lieben Aveglocke dringt aus dem Frieden seiner Seele sein Gruß an die reinste Jungfrau: »Gehen Sie nach Notre-Dame, dort habe ich mich einst bekehrt, und versuchen Sie zu beten vor jener schönen Statue der hl. Jungfrau, vor der ich oft gekniet habe. Erzählen Sie ihr von mir.«

Als seine ersten Bemühungen erfolglos waren, stellte er sich die ernste Gewissensfrage: »In Ihren beiden Briefen ist nur eins sehr ernst, und es bewegt und beunruhigt mich sehr: nämlich, daß Sie sich zu mir gerufen fühlen. Also Gott hat Sie zu mir geschickt. Wenn dieser Ruf nicht wirksam geworden ist, so habe ich irgendwie Ihnen gegenüber versagt; ich habe nicht gebetet und mich abgetötet, so wie ich es hätte tun müssen. Es ist nur zu wahr.« Man wird erinnert an die Worte des hl. Pfarrers von Ars, die er zu einem

Priester sprach, der ihm über die Erfolglosigkeit seiner Arbeit klagte: »Sie haben gepredigt? Haben Sie auch gebetet? Haben Sie auch gefastet? Haben Sie sich gegeißelt? Haben Sie auf hartem Brett geschlafen? Solange Sie das nicht getan, haben Sie nicht das Recht, sich zu beklagen.« (Dr. F. Trochu, Der hl. Pfarrer von Ars, Johannes-Maria-Baptist Vianney. Uebersetzt von P. Just. Widlöcher. 1928. Stuttgart, S. 265.) Seiner Selbstanklage fügt Claudel die Entschuldigung bei: »Verzeihen Sie mir also die geringe Hilfe, die ich für Sie habe sein können. Schreiben Sie mir, so viel Sie mögen. Ich werde immer antworten. Aber schreiben Sie mir nicht, wie eine Betschwester ihrem Beichtvater, wenn sie ihre kleinen Fehler selbstgefällig vor ihm ausbreitet, sondern wie einer, der von ganzem Herzen die Mittel sucht, sie abzulegen.« Als er einmal angesichts der Erfolglosigkeit seiner Worte etwas heftiger geworden war, schickte er sogleich die Worte der Entschuldigung nach: »Diese Art von Eifer gegenüber den Menschen, denen ich glaube Gutes tun zu können, erweckt den schlechten Eindruck der Haltung eines klerikalen Geistes. Gott kann mich dabei entbehren und ganz allein mit Ihnen ins Reine kommen, davon bin ich überzeugt.«

So wird in dieser Sorge um die Seele eines Bruders die Anteilnahme am character indelebilis sacerdotii sichtbar. Aber das Laienpriestertum Claudels bedeutet ihm nichts weniger als eine Ausschaltung des sakramentalen Priestertums. In klarer Begriffserfassung sieht er sich nur als Führer zum Priester und als Wegebereiter seines Wirkens. Er kennt aus persönlicher Erfahrung die Hemmung vor dem Priester: »‚Ich mag die Priester nicht!‘ Ich mochte sie auch nicht. Ich habe niemals ein solches Grauen und eine solche Todesangst empfunden wie an dem Tage meiner ersten Beichte. Aber auch da zeigt sich der Einfluß des Teufels und der Abscheu der Besessenen vor Jesus Christus — es sei cum grano salis gesagt.« Darum erläßt er ihm unter den für seine Seelenkur notwendigen »therapeutischen Mitteln« das wichtigste nicht: »die Rückkehr zum berufenen Arzt, d. h. zum Priester«. Endlich schlug die Stunde Gottes. Im August 1911 kann Rivière seinem väterlichen Führer schreiben: »Sie vermögen sich nicht vorzustellen, welch unmerklichen, aber langen Weg ich zurückgelegt habe, seitdem ich Sie kenne. Es arbeitet in mir ganz still; aber von Zeit zu Zeit spüre ich den Fortschritt. Ich bin sehr langsam. In mir vollzieht sich nichts in Krisen; allein es vollzieht sich trotzdem etwas.« Doch gingen nochmals Jahre darüber. Endlich im Mai 1913 darf ihm Claudel den Weg zum richtigen Priester zeigen: »Ich bin Ihretwegen ganz ruhig, und ich weiß, daß Sie eines Tages zu Jesus Christus kommen werden. Wenn es für Sie einen anderen Weg gäbe, würden Sie ihn jetzt kennen. Hier ist die Adresse des Priesters, um die Sie mich baten. Er ist ein Heiliger, ein einfacher und guter Mensch, außerordentlich klug und von großer Güte und Liebe. Es ist der Abbé Fontaine, Pfarrer von Notre-Dame-Auxiliatrice in Clichy; es ist derselbe Priester, der Huysmans in seinen letzten Augenblicken beigestanden hat; er spricht stets mit Bewegung von diesem Tode eines Heiligen und Märtyrers, der für uns Schriftsteller eine so große Ehre ist! Er lebt seit zehn Jahren mitten in dem furchtbaren Elend jener Vorstadtviertel. . . . Ich habe diese Adresse auf seine Bitte hin schon an G. gegeben. Es ist genau so einfach, einen Priester über seine Seele zu konsultieren, wie einen Arzt über seinen Gesundheitszustand oder einen Architekten über einen Bau. Alles läßt sich in einer ruhigen, verständigen und vernünftigen Weise sagen. — Ich drücke Ihnen recht herzlich die Hände. Es ist nicht recht, daß Sie sich Angst machen. Was Sie zu tun haben, ist so leicht und einfach und so süß! Was ist es für eine Erleichterung, wenn man sich endlich in einer Welt von Güte und Vernunft wiederfindet.«

*

Ein Appell zur Berufsfreude! Man erinnert sich unwillkürlich an die Erleuchtungen, die einer sichtlich begnadeten Seele wie Lucie Christine am 18. Januar 1888 zuteil wurden (Lucie Christine, Geistliches Tagebuch. Herausgegeben von P. A. Poulain, übersetzt von R. Guardini. Düsseldorf, S. 258 f.): »In unserer traurigen Zeit sagt man oft, dieser oder jener Priester lebe in einer geistigen Wüste; der Glaube in seiner Pfarrei sei verloren, die Kirche verlassen, die Sterbesakramente seien verachtet und man könne da nichts mehr tun. — In wortlosem Gebet wurde mir in tief ergreifender Weise Folgendes gezeigt: Wenn der Priester nichts mehr tun kann, dann bleibt ihm noch eins übrig — ein Heiliger zu sein. Sehr viele verhärtete Herzen und irregegangene Geister bleiben für das Wort unempfänglich, würden sich aber offensichtlicher Heiligkeit nicht entziehen, wenn sie gezwungen wären, alle Tage ein lebendiges Beispiel vor Augen zu sehen. Das Leben der Heiligen ist voll von Bekehrungen. Sie haben sie durch die bloße Ausstrahlung ihrer Heiligkeit gewirkt, obwohl sie diese zu verbergen suchten. — Gottes Priester wissen das sicherlich besser als ich, und wenn ich es niederzuschreiben wage, so geschieht es nur, weil ich hier über alles Rechenschaft geben muß. — Ich schaute auch einmal während des Gebetes den strahlenden Charakter, den der Priester in der ganzen Ewigkeit tragen soll. Es ist ein Siegel erhabener Auszeichnung unter allen Auserwählten und eine Art besonderen Bandes, das zwischen Jesus Christus und ihm besteht. Der Heiland war auf Erden dem Priester gehorsam; er bewahrt auch im Himmel, so schien es mir, eine ganz besondere Willfährigkeit für die Wünsche seines Priesters. Der Anblick war großartig und ergriff meine Seele mit Bewunderung und Liebe für den gütigen Gott und mit Verehrung für den Priester.« P. O. Sch.

Sonderbare Berichterstattung

Im Bericht über die am 8. und 9. Juni dieses Jahres in Frauenfeld abgehaltene Delegiertenversammlung des schweizerischen protestantischen Kirchenbundes wurde u. a. auch das Befremden darüber ausgedrückt, daß manche Kantone gegenüber protestantischen Flüchtlingen eine sonderbare Haltung eingenommen hätten. Die »Vie protestante« (Genf) vom 19. Juni schrieb z. B., daß man bedauert habe, daß einige Schweizerkantone »evangelischen Flüchtlingen« die Aufenthaltsbewilligung auf ihrem Gebiet verweigert haben, was einen Mangel an Menschlichkeit und christlicher Nächstenliebe, und damit auch einen Verstoß gegen unsere gutschweizerischen Traditionen darstelle. Nach der Fassung dieses Textes mußte man beinahe notgedrungen auf den Gedanken kommen, es handle sich um katholische Kantone, gegen welche hier der Vorwurf der Unduldsamkeit erhoben würde. Auf diese Mit-

teilung hin verlangte Mgr. Besson bei den zuständigen Stellen nähern Aufschluß. Nach einer langen Untersuchung wurde dann zirka ein Monat nach der durchgegebenen Mitteilung (am 17. Juli) erklärt, daß hier kein katholischer Kanton in Frage komme, und daß die Gründe, welche für die Verweigerung der Gastfreundschaft geltend gemacht wurden, überhaupt nicht konfessioneller Art waren. Bei diesem Sachverhalt hätte man füglich eine Berichterstattung erwarten dürfen, welche jeden Zweifel und jede Verdächtigung, die doch völlig nutzlos war, ausgeschlossen hätte. R. St.

Biblische Miszellen

Drei umstrittene Seligpreisungen.

In seinem Büchlein »Sollen und können wir die Bibel lesen und wie?«, S. 47 ff. zeigt sich Leonhard Ragaz sehr ungehalten darüber, daß nach seiner Meinung einer der ältesten Uebersetzer und Deuter der Worte Jesu in Matth. 5, 3 zu dem Worte »Selig sind die Armen« noch das Wort »im Geiste« hinzugefügt habe, weil ihm die ursprüngliche Fassung als zu »sozialistisch« oder gar zu »kommunistisch« vorkam. Dadurch hätte er zu Unrecht das Evangelium spiritualisiert und es vom Oekonomischen und Materiellen weg in die geistliche Domäne hinein gerückt.

Textkritisch ist hiezu zu bemerken, daß in Matth. 5, 3 keine einzige Handschrift das τῷ πνεύματι wegläßt und in der Parallelstelle Luk. 6, 20 eine ganze Reihe von Textzeugen dafür eintreten. Darum scheint es fahrlässig, in unserem Fall von einer Textfälschung zu reden.

Im Grunde ist ja gar kein so großer Unterschied zwischen Matth. 5, 3 und Luk. 6, 20, daß deswegen ein solches Aufheben gemacht werden darf. In Luk. 6, 20 sind es die Armen, die Mittellosen, in Matth. 5, 3 die zufolge ihrer Armut oder Mittellosigkeit Gedrückten, in der Sprache des Heilandes die meskênē und die meskênē berûḥ. Es sind die gleichen Leute, denen hier eine frohe Botschaft zuteil wird (vgl. Is. 61, 1). Denn zum vielfachen Unterschied von heute sind die Armen der Antike auch in ihrem Innern außerordentlich darniedergebeugt gewesen. Das Thema vom Verhältnis zwischen Reich und Arm war im ganzen Altertum rhetorischer Gemeinplatz. Zum Beispiel Afraates Hom. XIV 267, 23 ff.: »Dem Armen genügt das tägliche Brot; und der Reiche sorgt für die Jahre, da er nicht mehr lebt. Ein Kleid von Lumpen genügt dem Armen; und in einem Kleide mit allen Herrlichkeiten und aus allen Ländern geht einher der Reiche, und seine Habsucht ist noch nicht befriedigt.« Eine Perspektive auf Matth. 5, 3 »das Armsein im Geiste«, das Minderwertigkeitsgefühl beim Armen, eröffnet Philo von Alexandrien an mehr als einer Stelle. Z. B. Vita Mosis II 85, 30 ff.: »Die meisten vom Glück Begünstigten fallen über die Niedrigen her und nennen sie ‚Auswurf', ‚lästiges Gesindel' und ‚unnötigen Ballast für die Erde'.«

Freilich geht unser »Armsein im Geiste« offenbar noch auf eine andere Kategorie von Menschen. Sie leben im Reichtum, und doch haben sie das Gefühl innerer Armut. Hiezu gehört der reiche Zöllner, der sich »im Geiste arm« fühlt.

Ragaz hat des Weiteren Uebersetzungen entdeckt, die die Tendenz haben sollen, die Sache Christi zu »verkleinern« und zu »entmännlichen«. Dies bezwecke z. B. die Uebersetzung Matth. 5, 9: »Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.« »Friedeschaffer« müsse es heißen statt »Friedfertige« und »Söhne Gottes« statt »Kinder Gottes«. Um heroische »Friedenskämpfer« handle es sich, nicht um ängstliche, geduckte, ja feige und servile Friedfertige. Diese ewige Knechtseligkeit müsse endlich aus dem Christentum verschwinden und dürfe das Leben nicht weiter vergiften und versklaven.

Schon lange, lange Zeit bevor Ragaz meinte, einen Umschwung in der Auffassung christlicher Belange herbeiführen zu müssen, hat man gewußt, was das εἰρηνοποιοί im jetzigen Text und was das ʿābdai šelâmā im Urtext des Matthäus bedeutete. Aber es war niemand da, der so gewaltsame Uebersetzungen produzierte wie »Friedeschaffer« oder »Friedenskämpfer«. In der Erklärung wurde man, so viel ich weiß, der »Aktivität«, die im Ausdruck liegt, immer gerecht. Und so ließ man es bei dem gutdeutschen »Friedfertigen« bewenden und erklärte den Ausdruck so, daß man sagte, es sei das ein Mann, der den Frieden hat und den Frieden in seiner Umgebung herbeizuführen sucht. Es gibt noch viele Stellen in der Hl. Schrift, die man noch nicht adäquat übersetzen konnte. Man wollte aber auch nicht zur Paraphrase seine Zuflucht nehmen. Und so stellte man die Sache der Erklärung anheim.

Auch das wußte man schon lange, daß hebr. benê, geradeso wie arabisches benî im Adhäsionsverhältnis zu einem Eigen- oder Stammesnamen »Söhne« heißen kann. Aber wenn man auch den weiblichen Teil, z. B. eines Stammes in den Ausdruck einbeziehen will, was dieser doch offenbar dem Sinne nach verlangt, so muß man in Gottes Namen »Kinder« sagen. Auch wir sagen auf der Kanzel »Pfarrkinder« und nicht etwa Pfarrsöhne und Pfarrtöchter, ohne daß sich unsere Zuhörer je beschwerten, wir hätten sie »verkleinlicht« und «entmännlicht«.

Eine weitere »Entmännlichung des Evangeliums« bedeutet nach Ragaz die herkömmliche Uebersetzung von Matth. 5, 5: »Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.« Dieser Ausspruch rufe nach einer ganz unkämpferischen, unheroischen Haltung, die in ihrer Weichlichkeit und Passivität dem Geist und der Gestalt Christi durchaus widerspreche. Mit πραεῖς seien vielmehr »die äußerlich Schwachen und Geringen« gemeint, diejenigen, die auf weltliche Macht und Gewalt nicht vertrauen können, weil sie dieselbe nicht besitzen, die aber darauf auch nicht vertrauen wollen, weil sie auf Gott vertrauen. »Selig sind die Gewaltlosen.« Diesergestalt müßte auch das entsprechende Wort der aramäischen Muttersprache Jesu gelautet haben. — Wie allgemein bekannt ist, geht die Seligpreisung Jesu in Matth. 5, 5 auf Psalm 37, 11 zurück: »Die Sanftmütigen werden das Land in Besitz nehmen und ihre Lust haben an Friedensfülle.« Trotzdem wir im Aramäischen ein dem hebräischen ʿanāwîm entsprechendes ʿanwaiē haben, ist doch sehr wohl anzunehmen, daß der Heiland das Wort makîkē gebraucht hat. Aber beide bedeuten das, was die rabbinische Literatur immer wieder lobt und preist »die Sanftmütigen«. Die Ausdrücke bedeuten gleichzeitig auch die »Demütigen« und »Bescheidenen« zum Unterschied von den »Aufbrausenden«, den »Hochmütigen« und »Stolzen«, so wie etwa Ignatius an die Epheser schreibt (10, 2):

»Ihren Zornesausbrüchen gegenüber sollt ihr sanftmütig sein«, wobei er ebenfalls unser πραεῖς in Verwendung bringt, oder wie Pirḳē Abôt V 19 sagt: »Ein Schüler Abrahams, das ist ein wohlwollendes Auge, ein bescheidener Sinn und ein demütiger Geist.« In unserer Seligpreisung sind also die Sanftmütigen gemeint, die aus ihrer Gesinnung heraus keine Gewalt anwenden, auch wenn sie sie anwenden könnten. Solchen Leuten fällt das Land (nicht das Erdreich) zu ohne jede Gewaltanwendung; ἀγώνων χωρίς τινων, wie auch Philo von Alexandrien in Fragm. S. 103 f. sagt. Unter dem »Land« ist Palästina gemeint. Die Juden sagen unter sich nur immer: der ereṣ »das Land«. Und jedermann weiß, was damit gemeint ist. Auch dem Außenstehenden geht eine Ahnung davon auf, was einem Juden das Land bedeutet, wenn man auf den nach Palästina fahrenden Schiffen alte Juden trifft, die drüben im ereṣ, in dem sie, wenn sie auch nicht gewürdigt worden waren, darin zu wohnen, nun aber doch ihr Haupt im Tode niederlegen wollen. Eine schöne Parallele zu Matth. 5, 5 aus der rabbinischen Literatur ist Pirḳē Abôt V 19: »Ein Schüler Abrahams, d. h. ein wohlwollendes Auge, ein bescheidener Sinn und ein demütiger Geist werden den Garten Eden in Besitz nehmen.«

Bleiben wir also ruhig bei der Uebersetzung »die Sanftmütigen«, und erklären wir, daß das jene inwendig Demütigen und Bescheidenen sind, die nach außen keine Gewalt anwenden wollen, auch wenn sie dazu in der Lage wären. Sie dürfen die feste Zuversicht haben, daß ihnen der Erfolg zuteil wird auch ohne Gewaltanwendung. »Wer das Schwert gebraucht, kommt durch das Schwert um« (vgl. Matth. 26, 52). Wer Gewalt anwendet, wird ein Opfer der Gewalt.

Baden. Prof. Dr. Haefeli.

Nationalitätenstaat und Rassenstaat

Von Dr. jur. Fürst Nikolaus Massalsky.

Die staatsrechtliche und politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat einen Prozeß zum Abschluß gebracht, dessen Entstehung bereits Jahrhunderte zurück liegt und der die Differenzierung der Begriffe des Rassenstaates und des Nationalitätenstaates zum Gegenstande hat. Die Verfechter der einen Richtung erstreben die Bildung eines ethnisch homogenen Staates auf einer, wie man heutzutage, allerdings terminologisch nicht ganz richtig, zu sagen pflegt, »völkisch-rassischen« Basis, — die anderen ein Staatsgebilde, welches die Koexistenz gleichberechtigter heterogener Volksgruppen innerhalb derselben politischen Einheit zuläßt. Zum krassesten Exponenten der ersten Richtung, deren Urgedanken bereits im Altertume (z. B. in den Reformen des Ersra) zu finden sind, ist das Deutsche Reich und sein gegenwärtiger politischer Kurs geworden, wobei von der Notwendigkeit ausgegangen wird, die politischen Grenzen der einzelnen Staaten an die Sprachgrenzen des betreffenden Volkes anzupassen, was unter anderem auch durch die »Umsiedelung« der Bevölkerung erreicht werden soll. Die andere Richtung zählt unter ihren Vertretern die meisten anderen Staaten, allerdings je nach den Umständen in einer mehr oder weniger stark ausgebildeten Form.

Die Lehre vom Rassenstaate hat sich insbesondere für diejenigen Staaten als unannehmbar erwiesen, die eine ausgedehnte und in sich selbst geschlossene Entwicklung bereits durchgemacht hatten, die zur Ausbildung einer eigenen, auf den Import fremder Lehren nicht mehr angewiesenen staatspolitischen Auffassung geführt hatte, und die von Vertretern mehrerer Nationalitäten bewohnt werden. Solcher Staaten gibt es in Zentraleuropa zwei: Ungarn und die Schweiz.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, muß hier betont werden, daß der Begriff »Nation« als der Zusammenfassung aller, die sich zu einer politischen Einheit zählen, und der Begriff »Nationalität« als die Zusammenfassung jener, die sich als ethnisch zusammengehörend betrachten und als deren Merkmal in der Regel die gemeinsame Sprache angesehen wird, streng auseinanderzuhalten sind. So kann beispielsweise unbedingt von der schweizerischen oder ungarischen Nation gesprochen werden, worunter alle Angehörigen des Staates ohne Unterschied der Nationalität zu verstehen sind. Diese Betonung des terminologischen Unterschiedes der beiden Ausdrücke ist umso notwendiger, als man in Europa oft dazu neigt, Nation und Nationalität zu identifizieren und den Wirrwarr noch durch die Hinzufügung des Wortes »Rasse«, über dessen Inhalt ein jeder eine andere Meinung hat, zu vergrößern.

Die dagegen in Amerika auf diesem Gebiete übliche Terminologie ist einfacher und verständlicher, da dort unter dem Worte »Nationality« die politische Staatszugehörigkeit und unter »Race« die ethnische verstanden wird, so daß man dort beispielsweise einen Schweizer aus den westlichen Kantonen als Schweizer von Nationalität und Franzose von Rasse bezeichnen würde.

Die vorbildliche Lösung des Nationalitätenproblems in der Schweiz ist allgemein bekannt, seine Lösung in Ungarn dagegen weniger. Dieses Land ist jetzt besonders interessant, nachdem ein Teil der Gebiete, die Ungarn nach dem letzten Weltkriege verloren hatte, wieder zu ihm zurückgekehrt sind und ihre Einwohner allem Anscheine nach mit dieser Lösung durchaus nicht unzufrieden sind.

Es darf hiebei nicht übersehen werden, daß Ungarn in der Gestalt, in der es der Anbruch des letzten Weltkrieges fand, bereits über tausend Jahre bestanden hatte, ohne daß die einzelnen Nationalitäten, die es bevölkerten, es je versucht hätten, sich loszulösen oder eigene Staatseinheiten zu bilden. Das beweist, daß die Lösung des Nationalitätenproblems in Ungarn eine glückliche gewesen sein muß.

Nach dem Weltkriege bestand allerdings die vorübergehende Gefahr, Ungarn könnte auf das Niveau eines Nationenstaates, also eines Rassenstaates herabsinken, da das sogenannte »Rumpf-Ungarn« nur noch von Ungarn bewohnt war. Jedoch ist diese Gefahr allem Anscheine nach gegenwärtig bereits überwunden. Die gegenwärtige Lösung des Nationalitätenproblems in Ungarn weist insbesonders hinsichtlich der Sicherung der Rechte eine gewisse Parallelität mit den einschlägigen Bestimmungen in der Schweiz auf. Es muß aber in einem bestimmten Grade dem Umstande Rechnung getragen werden, daß, im Gegensatze zur Schweiz, Ungarn nicht aus einem freien Zusammenschlusse mehrerer Volksgruppen entstanden ist, sondern daß zu den ursprünglich vorhandenen Einwohnern durch Immigration auch noch andere hinzukamen, die aber gegenwärtig ebenfalls zu den vollberechtigten Staatsbürgern zählen.

Den Grundstock der ungarischen Nationalitätengesetzgebung, von der weiter noch die Rede sein wird, bilden die »Ermahnungen des hl. Königs Stephan an seinen Sohn Emmerich«. Darin wird Emmerich dringendst geraten, Fremde mit allen Mitteln an seinen Hof zu locken und sie so zu behandeln, daß sie lieber bei ihm als bei einem anderen Fürsten sich aufhalten. In Befolgung dieser Lehren sorgte tatsächlich der später auch heiliggesprochene König Emmerich und auch seine Nachfolger so gut für die Ausländer, daß diese den Ruhm der ungarischen Gastfreundschaft in ferne Länder trugen. Hinzu kam, daß Ungarn damals (wie auch jetzt noch) ein sehr dünn bevölkertes und sehr fruchtbares Land war, was den Anreiz zur Immigration steigerte.

Das Schicksal der einzelnen Immigrantengruppen war ein verschiedenes: Die einen assimilierten sich restlos, die anderen behielten ihre nationale Eigenart bis auf den heutigen Tag bei. Zu den ersteren gehören vor allem die Italiener, die seit dem 13. Jahrhundert fortwährend einwanderten und sehr gern gesehen wurden. Unter dem König Béla IV. wurden sie berufen, um als geübte Handwerker bei dem Wiederaufbau des Landes, welches durch die Tatareninvasion im Jahre 1241 stark gelitten hatte, mitzuhelfen. Im 14. Jahrhundert regierte in Ungarn sogar eine italienische Dynastie, die Anjou, und später war der große Humanist König Matthias Corvinus mit einer italienischen Prinzessin, Beatrice d'Este, verheiratet. Und dennoch assimilierten sich diese Einwanderer restlos mit der Urbevölkerung, so daß es heute einfach keine italienische Nationalität in Ungarn gibt. Nur eine Reihe von Familiennamen erinnern an die Zeit, wo ihre damaligen Träger noch Italiener waren und italienisch sprachen. (Schluß folgt.)

Aus der Praxis, für die Praxis

Der erste Posten.

Vollgepfropft mit guten Ermahnungen, Wünschen und Weisungen beziehen die Neupriester ihren ersten Posten. In den Nekrologen heißt es oft: »Der seeleneifrige Pfarrer X. führte den jungen Priester in die Seelsorgsarbeit ein.« Diese Einführung ist für viele Neupriester von entscheidender Bedeutung. Aber so mancher muß sich sagen, daß er vom ersten Prinzipal nicht in die Seelsorge eingeführt, sondern eher hineingeworfen wurde. Mancher Pfarrer meint, daß sich das durch den 5. theologischen Kurs erübrige und bedenkt nicht, daß auch im praktischen Seminarkurs nur von der Praxis g e r e d e t werden kann. Andere finden die »neuen« Auffassungen des Vikars als lästige Störung liebgewordener, alter Gewohnheiten. Andere sehen schon nach der ersten Predigt in ihrem neuen Gehilfen nicht den Mitarbeiter, sondern den Konkurrenten. Freilich kann ja der Neupriester die so oft gegebene Mahnung, nicht mit dem Grundsatz: »Ecce nova facio omnia« in die Pastoration zu gehen, selten aus böser Absicht, aber im jugendlichen Eifer vergessen. Anderseits darf aber der Prinzipal im Gloria auch nicht beten: »E g o solus Sanctus, solus Dominus, solus Altissimus, sondern muß bedenken, daß der Neupriester im Seminar auch von lebenserfahrenen Professoren gebildet wurde. Leitsatz für Pfarrer und Vikar ist Art. 42 unserer Diözesanstatuten. § 1: Parocho (vicarii) reverentiam et oboedientiam praestare debent non solum in iis, quae immediate ad curam animarum ac munera in paroecia obeunda spectant, sed etiam in vita domestica. § 2: Parochi omni qua possunt caritate paternaque sollicitudine vicarios cooperatores in laboribus pastoralibus adjuvent foveantque et vitam communem reddant jucundam et in Deo laetam. Der erste Paragraph ist jedem Neupriester geläufig, fassen wir den zweiten etwas ins Auge.

Mit väterlicher Liebe und Sorge soll der Pfarrer dem jungen Vikar in den Seelsorgsarbeiten helfen. Da bietet sich eine begreifliche Schwierigkeit. Der Pfarrer kennt bestens alle Leute und Gebräuche der Pfarrei, dem Vikar ist dies alles unbekannt. Vieles ist so dem ersten so selbstverständlich, daß er nicht darüber reden mag, für den letzteren ist dies nicht der Fall. Es kommt aber besonders in schwierigen Verhältnissen so viel auf das erste Auftreten an. Ein Vikar erzählt mir, wie er in einer Außenstation Unterricht halten mußte. Er bekam kein Verzeichnis, wo der Vorgänger aufgehört hatte und war über die Kinder gar nicht im Bild. Die Kinder — eine undisziplinierte Gesellschaft — behaupteten, sie hätten beim Vorgänger überhaupt nichts lernen müssen, der hätte nur »Trotzli« vorgelesen und Geschichten erzählt. Wie manches ging da wegen Unsicherheit in der ersten Stunde verloren, was später mühsam errungen werden mußte. Einige wenige gute Aufschlüsse des Pfarrers über die Kinder und ihre Eltern könnten dem Neupriester Sicherheit geben und ihn vor manchem Fehler bewahren.

Ein Neupriester geht nach Anleitung der Pastoral darauf aus, in der Klasse Ordnung zu halten. Er kommt nicht um Strafen herum und schon beklagt sich eine beleidigte Mutter beim Pfarrer. Wie schön kann da der Grund zu fruchtbarer Zusammenarbeit gelegt werden, wenn der Pfarrer in väterlicher Liebe und Sorge zum Vikar steht, selbst wenn er an dessem richtigen Vorgehen zweifelt. Ein Pfarrer hatte anfänglich die Gewohnheit, bei Reklamationen über den Vikar diesen einfach zu einer Konfrontation ins Sprechzimmer zu rufen. Aeußerst schnell waren bei dieser Methode unberechtigte Reklamationen verschwunden. Die Leute wußten: der Pfarrer steht zum Vikar und umgekehrt.

Eine bewußte und planmäßige Zusammenarbeit und Unterstützung ist auch wichtig für die Disziplin in der Kirche wie für die Gestaltung des Gottesdienstes überhaupt. Es ist wohl jedem Priester unangenehm, in der Kirche Aufsicht zu halten. So manches kann aber erreicht oder besser erreicht werden, wenn der Pfarrer mit entschiedener Hand für Ordnung in der Kirche sorgt, auch im Jugendgottesdienst. Es ist besonders in schwierigen Verhältnissen wichtig, daß die Autorität des Neupriesters gestärkt und gestützt wird, damit in diesem nicht Mißmut und Minderwertigkeitsgefühle aufkommen können. Wie in einer Familie der Vater die etwas mildere Mutter unterstützt, sollte in der Pfarrei der Pfarrer dem Vikar zur Seite stehen.

Nicht so leicht ist es für manchen, sich auf dem ersten Posten in die Vereinsarbeit einzuarbeiten. Wenn auch z. B. die Pastoration der männlichen Vereine dem Vikar übertragen ist, so ist doch der Pfarrer der Seelsorger aller. Nur schon seine Teilnahme an gewissen Versammlungen des Vereins kann eine wertvolle Unterstützung und Ermunterung bedeuten. Es ist ein Unfug, wenn der Pfarrer bei der feierlichen Mitgliederaufnahme vor der ganzen Pfarrei am Feste Mariä Empfängnis wegbleibt. Auch an Elternabenden

für Pfadfinder und Jungwächter soll der Pfarrer dabei sein. Wichtig ist, daß bei Anmeldung von Zugezogenen oder Abgereisten die Mitgliedschaft bei Vereinen vermerkt und diese dem Vereinspräses mitgeteilt wird. Der Pfarrer kann auch bei persönlicher Anmeldung den Jungmann oder die Tochter auf den vom Vikar geleiteten Verein aufmerksam machen oder sie gerade zu ihm schicken. Leider werden viele Zugezogene wegen Nachlässigkeit in dieser Hinsicht nicht erfaßt. Wenn die jungen Menschen dann schon anderweitig organisiert sind, ist es für die Erfassung für unsere Vereine meist zu spät.

Es ist wohl nicht zum Vorteil, wenn dem Neupriester gleich schon aller Eheunterricht überlassen wird. Anderseits ist es keine Einführung in die Pastoration, wenn Hilfsgeistliche jahrelang keine Gelegenheit zur Erteilung von Braut- und Eheunterricht erhalten. Dies gilt auch für die Pfarrbücher. Wenigstens ein Einblick in diese Bücher, besonders auch in die Jahrzeitenbücher mit der Applikation der Jahrzeiten, wie in die Kirchenrechnung sollte besonders älteren Vikaren nicht verwehrt werden.

Mancher junge Priester wird auch eine Einführung in die kantonalen Gesetze, die Kirche, Schule und soziale Belange betreffen, begrüßen. Ferner ist die Kenntnis, wie und in welchen Fällen soziale Institutionen wie Pro Juventute, Pro Senectute, Pro Infirmis, Heime zur Unterbringung Gebrechlicher, kranker Mütter usw. zur Verfügung stehen, was ja nach Kantonen verschieden ist, wichtig.

Dankbar empfunden wird es wohl oft, wenn der Pfarrer dem jungen Priester etwa seine Bibliothek zur Verfügung stellt, selbst sogar die Predigtliteratur. Verschwinden dürfte endlich die Unsitte, die Predigt erst während der Woche zu verteilen. Wenn seinerzeit gerügt wurde, die jungen Geistlichen würden die Predigt erst Ende der Woche ausarbeiten, so ist wohl in obiger Tatsache die Erklärung zu suchen.

Die Synodalstatuten erwähnen dann auch die vita communis. Manche gute und manche schlechte Gewohnheit nimmt man vom ersten Posten mit, so das Fehlen eines gemeinsamen Tischgebetes, das Zeitungslesen bei Tisch, das Verhältnis oder Mißverhältnis zu Nachbaren und Hausgenossen, die regelmäßige Teilnahme an Tagungen und Kursen bis hinab zur Unterscheidung zwischen gutem und schlechtem Wein. Es erübrigt sich, hier auf dieses Thema einzugehen, weil es in einer Recollectio behandelt wurde.

Wenn man nach Jahren zurück denkt an die Kurskameraden, so muß man feststellen, daß weniger Begabte über Erwarten gut pastorieren. Ich sehe den Grund u. a. auch in einer guten, väterlich besorgten Einführung in die Seelsorgsarbeiten auf dem ersten Posten. Anderseits geht bedauerlich viel fehl wegen Mangel an Zusammenarbeit zwischen Pfarrer und Hilfsgeistlichen. Es liegt hier eine große, verantwortungsvolle Aufgabe für Pfarrer und Vikar, auf die hier einmal hingewiesen werden durfte.

Ein Konvertit, Kunstmaler und Schriftsteller, erlebt einen Gottesdienst in der St. Antoniuskirche Basel

Das Thema »Moderne Sakralkunst« bildete auch einen Gegenstand der letzten Seelsorgertagung in Luzern, allerdings mehr im Hinblick auf die häuslich christliche Heimgestaltung. Die offizielle Berichterstattung ließ die beiden Heimabende der Tagung mit den Referaten von Stadtpfarrer Blum aus Basel und Eugen Vogt, Luzern, unerwähnt, wiewohl gerade auch die Einbeziehung dieser Fragen eine wesentliche Bereicherung der Tagung darstellte. Wir möchten insbesondere das Referat mit Lichtbildern von Eugen Vogt über die christliche Heim- und Familiengestaltung für eine Wiederholung in Müttervereinen oder bei Versammlungen der pfarreilichen Volksvereine und Frauenbünde sehr empfehlen. Es war etwas vom Besten, das die Seelsorgertagung geboten hat. Freilich auch der Diskussionsabend des ersten Tages mit den temperamentvollen Ausführungen von Pfarrer Blum über die Volkskunst in der Familie war in mancher Hinsicht instruktiv, und es hat sich erneut gezeigt, daß noch viel Unruhe in den Köpfen ist, hüben und drüben, und wie eine sachliche Aussprache sich nützlich und fördernd auswirkt selbst bei jenen, welche der modernen Sakralkunst gegenüber ablehnend sich verhalten. Mancher hat einsehen gelernt, daß auch die Seelsorge den Bedürfnissen der modern künstlerisch empfindenden Menschen Rechnung tragen muß. Wir haben bei der lebhaften Diskussion wiederholt an die St. Antoniuskirche in Basel denken müssen, die ja wohl am meisten die Rufer im Streit um sich versammelte. Aber mehr als die Problematik aprioristisch bezogener Stellungnahme, so will mir scheinen, sollte man ein Auge haben auf die seelsorgerliche Auswirkung moderner Sakralkunst. Man mag z. B. über den Stil und die Bautechnik von St. Anton in Basel denken was man will, das eine ist sicher: Der Innenraum, so wie er Gestaltung bekommen hat, wirkt sakral und bildet mit den Gottesdiensten, die darin gehalten werden, eine wundervolle Einheit. Hierüber hat sich jüngst im Basler Pfarrblatt der Dominikanerpater Benedikt Momme Nissen geäußert. Das Pfarreivolk wird sich darob sicher mächtig gefreut haben, aber ebenso sehr ist das, was Momme Nissen schreibt und erlebt hat, ein glänzendes Lob und eine verdiente Anerkennung für den Pfarrherrn von St. Anton, dem es gelungen ist, ein so widerspruchsvolles steinernes Wagnis in Einklang zu bringen mit dem, was kirchlich, liturgisch, seelsorglich vere dignum et justum, aequum et salutare und fügen wir hinzu, pulchrum est. So darf in gewissem Sinne das, was der Organisator unserer Seelsorgerkongresse, Pfarrer Dr. von Hornstein, in jahrelangem Bemühen erreicht hat, das Kirchenvolk und das gottesdienstliche Geschehen dem Bau in entsprechende Weise zu akkommodieren, füglich auch als ein Stück moderner Sakralkunst bezeichnet werden.

Momme Nissen schreibt:

»In der Frühe des Herz-Jesu-Freitages, am ersten Mai dieses Jahres, brachte ich das heilige Opfer dar in der kleinen Kapelle einer Schwesternschar zu Zürich, — am Abend des gleichen Tages beehrte mich der Pfarrherr der St. Antoniuskirche zu Basel mit dem Wunsche, ich möge die Segensandacht in der weiten Tempelhalle seiner Gemeinde halten. — Welch ein Wechsel in der sakralen Erscheinung!

Bereits bekleidet mit den heiligen Gewändern, lauschten wir amtierenden Priester der eindringlichen Predigt des Seelenhirten über die Barmherzigkeit Mariens, der Gottes- und der Menschenmutter. Deutlich und gemessen schallte durch den Lautsprecher Wort um Wort in die Sakristei hinein. Dann gehen wir Zelebranten in feierlichem Aufmarsch, den Ministranten nach, hinein in den riesigen Raum — Orgel-

spiel und Gesang durchdringt ihn, wie wenn ein Meer auf und ab wogt. —

Nun wird das Allerheiligste ausgesetzt. Von Lichtern umstrahlt, leuchtet das Auge Gottes auf vor dem Blick der Gläubigen. Mit Macht erschallt das Tantum ergo. Dreimal schwinge ich das Weihrauchfaß anbetend empor vor dem Heiland in Brotsgestalt. Dann darf ich die große Monstranz vom Altare heben, sie mit dem Velum umfassen und allem Volke, das die Kirche füllt und andächtig niederkniend das Kreuz schlägt, den Segen erteilen.

Der göttliche Gast kehrt wieder in Sein Gefängnis zurück, wir Priester aber wenden uns nun der Königin des Maien zu. Wir steigen hinab zu dem hoch aufragenden, kolossalen und doch anmutigen Muttergottesstandbild, das im Blumenschmuck des Frühlings prangt. Wie aus einem Mund erschallt das »Salve regina«; aus einer Herzensstimmung erklingt das Schlußlied: »Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn.«

Ganz eingenommen und fast wie betäubt von der Wucht der Gemeinschaftsfeier in dieser stilvollen, dem Raum und der Menge wohlangepaßten Form, schreite ich als Letzter zurück in die Sakristei.

Schon ehe ich katholisch wurde, lockten mich die lieblichen Maiandachten in die Kirche hinein. Unzählige hab' ich als Laie und Ordensmann erlebt, in Wien, in Altötting, im Rheinland, in Italien, in nordischer Diaspora und in Graubünden — eine solche noch nicht. In Sankt Anton empfand ich am stärksten das gnadenvolle Hineinragen des Heilandes und der allerseligsten Jungfrau in die moderne Stadt- und Fabrikwelt.

Allerdings ist Gott immer der gleiche — ob ich allein vor ihm knie oder ob mich Tausende umgeben. Aber wie Gottes Allmacht aus dem Himmelsgewölbe am stärksten zu mir spricht, wenn das unermeßliche Sternenheer in seinem vollen Glanze herniederleuchtet, so wird Glaubensmacht und Glaubenseinheit fühlbarer noch in der Seele, wenn Widerhall von einer fast unübersehbar großen Schar gleichgerichteter Stimmen und Herzen an mein Ohr klingt, in mein Inneres dringt.

Erlebt man Glaubensharmonie in großem Ausmaß — in solch gewaltigem, schlicht und mächtig hingesetztem Raum, in einer ihm meisterhaft angepaßten Musik, in kirchlicher Verbundenheit mit einer aus allen Ständen zusammengeströmten Menschenmenge, die ein Herz und eine Seele bilden mit ihren Priestern in der Anbetung Gottes —, dann verstärkt sich die Eindringlichkeit, die Erhabenheit und der Wohllaut des heiligen Dienstes. Es ist kein geringes Werk, sakralen Stil, Weihe und Würde in einen Bau einzuführen und in ihm wohnlich einzufangen, dessen Form und Material mehr auf den praktischen Gegebenheiten einer neuen Zeit beruht, als auf den kirchlich-künstlerischen Gewohnheiten, die ererbt sind.

Hier setzt ein Ringen um neue Harmonie ein — denn Harmonie will nun einmal jede Seele, jedes Volk — das ich in der Maiandacht zu Sankt Anton seiner Erfüllung entgegengeführt fand. Geistlichkeit und Gemeinde erschienen wie aus einem Guß, griffen fest ineinander. Ein jeder fügte sich an seinem Platze der ihm obliegenden Aufgabe zur Erzielung der eindringlich ernsten und nachhaltigen Gesamtwirkung.

Je breiteren Raum die Gottlosigkeit in der Welt beansprucht, desto klarer, entschlossener, kraftvoller muß der Gottesglaube sich äußerlich wie innerlich als unerschütterliche Ganzheit kundtun.

Es erfreut das Herz, miterlebt zu haben, wie treu Sankt Anton im Entscheidungskampf der Geister seine Großstadtaufgabe aufnimmt und durchführt, zur Ehre Gottes, zum Heil der Seelen.«

Pfr. Dr. K. Gschwind.

Kirchen-Chronik

Personalnachrichten.

Diözese Basel. H.H. Theodor Studer, Vikar in Hergiswil, wurde zum Pfarrer von Hasle (Entlebuch) und H.H. Franz Studer, Vikar in Bern, wurde zum Kaplan in Ruswil gewählt.

Kloster Einsiedeln. H.H. P. Dr. Romuald Banz hat als Rektor der Stiftsschule resigniert. Zu seinem Nachfolger wurde H.H. P. Dr. Raphael Häne ernannt. — P. Dr. Meinrad Benz trat als Subprior zurück und an seine Stelle wurde P. Pirmin Vetter berufen.

Priester-Exerzitien

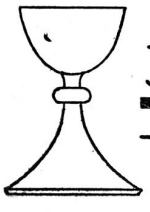
Im *Bad Schönbrunn* bei Zug, vom 23.—29. August (5 Tage).

Corrigenda

zum Artikel: *»Die Seelsorgshilfe der Schweizerischen Caritaszentrale«* (Nr. 30, S. 363). Im zweitletzten Abschnitt muß es selbstredend heißen: ... mit einem »Ueberschuß« von 746 Fr. 89 Rp.

Kur- und Gasthaus **Flüeli**
Flüeli-Ranft ob Sachseln
Obwalden, Telephon 8 62 84
bietet bei erquickender Ruhe heimelige Ferien
Geschwister von Rotz

Diarium missarum intentionum Fr. 2.50 Räber & Cie.



Jbach **P. NIGG** Schwyz
--- bekannt für gediegene, hand — gehämmerte Gold- u. Silberarbeiten.

Wir liefern günstig:

Verkündzettel	Größe 4° (22/29) 100 Stk. Fr. 4.— Größe 8° (17/20) 100 Stk. Fr. 3.50 Größe 12° (12/20) 100 Stk. Fr. 2.50
Gebete nach der hl. Messe	aufgezogen, Größe 8° (14/21 cm) Lat. und Deutsch, per Stk. Fr. —.60 Lateinisch, per Stk. Fr. —.90
Wettersegen	aufgezogen, Größe 20/25 cm, per Stück Fr. 1.—.

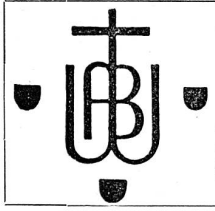
Verlag Räber & Cie., Luzern

Apostolat zum Beistand der Sterbenden

Ein Gebetszettel für die Vorbereitung Andersgläubiger auf den Tod durch Erweckung von Glaube, Hoffnung und Liebe. Zur Verteilung an Bruderschaften, Kongregationen und Vereine. - 100 Stück vierseitig Fr. 2.—, zweiseitig Fr. 1.50

Verlag Räber & Cie., Luzern

Teppiche
Linoleum
Vorhänge
Spezialität: Kirchenteppiche
Linsi
Teppichhaus z. Burgertor
am Hirschengraben LUZERN



Atelier für kirchliche Kunst
A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL ST GALLEN
Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakeleinbauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Ein Werk der Erbauung und des Trostes

HANS WIRTZ

Führung und Abenteuer

EINE APOSTELGESCHICHTE

Vornehmer Halbleinwandband von 245 Seiten
Fr. 7.80

Wie ein Roman liest sich dieses prachtvolle Buch; denn welches Menschenleben ließe sich an Reichtum der Abenteuer und an erschütternder Tragik mit jenem des Apostels Paulus vergleichen? Es ist aber auch zugleich ein zeitkritisches Buch, weil es den flatterhaften Leichtsinn unserer Zeit mit dem zielstrebigen Ernste apostolischen Geistes mißt.
Tausende werden nach diesem Buche greifen, aus dem eine gesunde, aus reinster Quelle fließende Lebensphilosophie spricht.

IN ALLEN BUCHHANDLUGEN

Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Tochter
anfangs der Dreißiger, tüchtig im Haushalt und Garten, sucht Stelle in geistl. Haus. Zeugnisse zu Diensten.
Adresse unter 1600 bei der Expedition der KZ.

Zuverlässige, treue, gewissenhafte
Tochter
tüchtig und erfahren in allen Haus- und Gartenarbeiten sucht Stelle in Pfarrhaus oder Kaplanei.
Adresse zu erfragen unter 1597 bei der Expedition der KZ Luzern

Musikalisch gebildete
Witwe
im gesetzten Alter, sucht Stelle zu geistlichem Herrn.
Offerten erbeten unter Chiffre 1598 an die Expedition der KZ.

Welch älterer geistlicher Herr sucht eine
Vertrauensperson
als Haushälterin, erfahren in allen Hausgeschäften? Referenzen stehen zu Diensten. 1599
Christina Schraner, Sulz am Rhein.

Soeben erscheint in **3. Auflage**

Das alte Urner Spiel vom Tell
aus dem Jahre 1512

Herausgegeben von
OSCAR EBERLE
Kart. Fr. 1.20

Das Aufführungsrecht wird durch den Kauf von 10 Textheften erworben

Für patriotische Anlässe, 1. August-Feiern usw. ist dieses kernige, höchst wirkungsvolle Spiel trefflich geeignet. Es verlangt keine besondere Bühneneinrichtung und ist auch im Freien leicht aufführbar. Doch setzt es gute Sprecher und straffe Regie voraus. Nur männliche Sprechrollen. Wo immer das Spiel kraftvoll aufgeführt wurde, hatte es durchschlagenden Erfolg.

Verlag Räber & Cie. Luzern

TURM-UHREN-BAU
Ich baue Turm-Uhren seit 1906. Verlangen Sie Referenzenliste, Fragebogen und Prospekte. Jede Auskunft unverbindlich.
A. BÄR
ADOLF BÄR, TURM-UHRENFABRIK
THUN-GWATT
Vertreter: G. Muff, Uhrmacher
MURI (Kt. Aargau)

Messwein
sowie in- und ausländische
Tisch- und Flaschenweine
empfehlen
Gebrüder Nauer
Weinhandlung
Bremgarten
Beeidigte Messweinlieferanten

Was kann dagegen geschehen?
Es sollte Gewissenspflicht eines jeden Katholiken sein, Ehewillige auf den Katholiken-Ehebund aufmerksam zu machen, der seit vielen Jahren in vornehmer, diskreter und erfolgreicher Weise Gelegenheit zur Anbahnung kathol. Ehen bietet. Die einwandfreie Arbeitsweise wird allgemein anerkannt.
Für **katholische**
EHE anbahnung die größte, älteste u. erfolgreichste Vereinigung.
Auskunft durch **Neuland-Bund, Postfach 35603, Basel 15/H**

Eingetr. Marke
JAKOB HUBER - EBIKON-Luzern
Kaspar Koppstr., Chalet Nicolai
Tel. 2 44 00 Postcheck VII 5569
Kirchengoldschmied
Gute und reelle Bedienung zu bescheidenen Preisen
Kelche, Monstranzen, Tabernakel etc. Renovationen.

Bischof Marius Besson

Nach vierhundert Jahren

2. Aufl. Kart. Fr. 6.50, Geb. Fr. 8.50

Dieses Buch verdient von
Tausenden und Abertausenden gelesen zu werden

Verlag Räber & Cie., Luzern